

Bilder aus Vergangenheit der evangelischen Kirche Rußlands

Von Pastor i. R. E. Degeller

I. Bild.

Die Aufgabe meiner ersten 15 Amtsjahre war die Begründung und Festigung eines Kirchen- und Schulwesens einer sich sammelnden evangelischen Stadtgemeinde, und zwar in der Fabrik- und Handelsstadt an dem südlichen Knie der Wolga, der Stadt Zarizyn, heute Stalingrad genannt. An diesem durch Fisch-, Holz- und Getreidehandel rasch emporkommenden Orte hatten sich schon seit Jahrzehnten immer mehr sowohl deutscher Kolonisten aus den nördlich davon gelegenen deutschen Ansiedlungen, als auch allerlei Handwerker, Kaufleute und Beamte evangelischen Glaubens angesammelt, die von den Predigern der in der Nähe gelegenen Herrnhuter Brüdergemeinde Sarepta von Zeit zu Zeit aufgesucht und kirchlich bedient wurden.

Schließlich wurde aber die Tochtergemeinde größer als die sie versorgende Muttergemeinde, und das Moskausche Konsistorium beschloß, sie zu einer selbständigen Pfarrgemeinde umzugestalten. Es entsandte zu dem Zwecke einen jungen Prediger, Viktor Dobbert, der auch mit großem Eifer die Sache in die Hand nahm. Aber schon nach eineinhalbjährigem Wirken verließ er unter Zurücklassung einer mitten im Bau begriffenen Kirche die Gemeinde und ging in seine Heimat nach Petersburg zurück. Dieses angefangene Werk zu vollenden, wurde nun mir, dem eben ordinierten Hilfsgeistlichen, übertragen. Mit Gottes Hilfe gelang es mir, im Laufe von vier bis fünf Jahren durch freiwillige Opfer aus der Gemeinde selbst wie auch aus anderen evangelischen Gemeinden die nötigen Mittel herbeizuschaffen. Nicht nur wurde die schöne, im gotischen Stile aus Ziegelsteinen aufgeführte Kirche vollendet, sondern sie wurde auch mit Glocken und Orgel versehen. Neben ihr wurde ein in demselben Stil gehaltenes zweistöckiges steinernes Pfarrhaus und auf einem andern, von der Stadt zur Verfügung gestellten Platze ein Gebäude für eine zweiklassige Kirchenschule mit dazugehörigen zwei Lehrerwohnungen aufgeführt und ein neuer Friedhof mit Wächterhaus draußen vor der Stadt eingerichtet. Ich konnte dann alle meine Kraft auf den inneren Ausbau der jungen Gemeinde, die inzwischen bereits auf 2000 Seelen angewachsen war, richten.

Außerdem erwachsen dem Prediger einer solchen Stadtgemeinde in der Regel auch noch andere Pflichten, nämlich sich auch der einzelnen Glaubensgenossen anzunehmen, die hin und her im umliegenden Kreise oder auch im ganzen Gouvernement vereinzelt oder auch in kleinen Gruppen ihren Lebensunterhalt gefunden hatten. Die Stadt Zarizyn lag zwar im südlichsten Zipfel des Gouvernements Saratow, grenzte aber dadurch unmittelbar an das Land der Donkosaken, einem an Ackerboden überreichen Gebiet. — Das war den stets landhungrigen, deutschen Kolonisten in den nördlich von Zarizyn gelegenen, immer größer werdenden Dörfern bald klar geworden. Das einzige Hindernis, dort Land zu erwerben, war aber das, daß nach dem Staatsgesetz kein Kosake sein Land verkaufen,

sondern nur verpachten durfte, zahlten sie doch dem Staate keinerlei Landsteuer, sondern waren nur verpflichtet, ihm umsonst Kriegsdienste zu leisten.

Deshalb entstanden nun im Dongebiet überall zerstreut kleine deutsche Pachtansiedlungen von fünf bis zehn Familien, oft auf 100 bis 200 Kilometer von Zarizyn entfernt, die aber unter sich keinerlei Organisation bilden konnten, da sie auf dem Pachtlande keinerlei feste Gebäude errichten durften. Daher fiel dem Pastor in Zarizyn die Aufgabe zu, neben seiner Gemeinde diese weitergestreute Diaspora so gut es ging, kirchlich zu versorgen.

Ein- bis zweimal im Jahre mußte ich mit Erlaubnis der Stadtgemeinde weite Fahrten zu Schiff, per Bahn, hauptsächlich aber per Achse zu allen diesen vereinzelt kleinen Gruppen unternehmen. Da wurden denn in jeder von ihnen Gottesdienst, Abendmahl, Taufen, Konfirmationen und Trauungen abgehalten. Ein bis zwei Tage nur konnten der einzelnen Gruppe gewidmet werden, dann ging es weiter zur nächsten. Das ging so Tag für Tag drei Wochen hindurch, bis ich endlich todmüde zu Hause ankam. Man kann sich denken, wie leicht ein solches Arbeiten zu handwerksmäßigem Tun ausarten konnte. Allein, wenn man diese Menschen mit ausgehungerten Seelen ansah, denen der seltene Besuch eines Predigers der höchste Feiertag im Jahre war, so wurde man immer wieder mit neuer Kraft und Freudigkeit erfüllt, und ließ sich auch unter den ungünstigsten äußeren Umständen nicht in der Andacht stören.

Wenn da unter freiem Himmel, nur durch ein ausgespanntes Zelt von den Sonnenstrahlen geschützt, der Gottesdienst gehalten werden mußte und mitten in der Feier in unmittelbarer Nähe ein Hahn krächte, eine Kuh brüllte, ein Schwein grunzte oder gar mitten durch die Versammlung trottete, da schien es oft um jede Andacht geschehen zu sein. Aber ein Blick in die Augen der nach Gottes Wort hungernden und mit innerster Beteiligung ihre Lieder singenden Menschenkinder genügte, um all diese äußeren Störungen völlig unbeachtet zu lassen. War der alle Kraft beanspruchende Dienst getan und blieben bis zur Nacht oder bis zur Weiterreise noch einige Stunden Zeit, so konnte von einer Ausschaltung in der Stille keine Rede sein. Selbst während der Mahlzeit drängte vielmehr alles in das enge Stüblein, in dem man den Pastor untergebrachte hatte. Jeder wollte keinen Augenblick versäumen sondern mit dem Prediger noch möglichst viel besprechen an geistlichen Fragen, so gut wie über Ereignisse des politischen wie des Familienlebens.

Welch' freudig strahlende Augen empfangen einen, wenn man den Kolonisten schon einmal- nahegetreten und dann nach langer Zeit bei der nächsten Fahrt wieder bei ihnen eintraf. — Wer das erlebt hat, wird diese biedereren treuherzigen deutschen Menschen nie völlig vergessen. Wer vermöchte auszudrücken, was das Herz bewegt, wenn man sich sagen muß: dies fromme Bauerndasein ist unter den furchtbarsten Leiden und Hungerqualen ausgetilgt, die Gemeinden in alle Himmelsrichtungen zerstreut und vernichtet. —

II. Bild.

Den zweiten Teil meiner Amtstätigkeit in der evangelischen Kirche Rußlands verbrachte ich in der damaligen Residenz des russischen Reiches, Sankt-Petersburg. — Diese Stadt mit ihren reichlich 50000 evangelischen Christen unter mehr als zwei Millionen Russen und anderen Nationen bildete den größten Sammelpunkt evangelischer Christen im ganzen Reiche. In fünf großen stattlichen Kirchen und ebenso vielen Bethäusern, Betsälen und Anstaltskirchen wurde dieser Christenschar reichlich das Wort Gottes verkündigt. —

Ohne jede staatliche Beihilfe hatten die evangelischen Christen es zustande gebracht, daß ihre sämtlichen Gemeinden in Petersburg nicht nur würdig ausgestattete Gotteshäuser besaßen, sondern auch größere ertraggebende Miethäuser, die den Bestand des ganzen Kirchenwesens zum größten Teil sicherten. Die Sankt-Petri-, Sankt-Annen-, Sankt-Katharinen-Gemeinde hatten große Kirchenschulen (Gymnasien, Realschulen, Handelsschulen u. a.) gegründet, die den Kindern der Gemeinden guten Unterricht in ihrer Muttersprache sowie in ihrem Sonderbekenntnis sicherten.

Petersburg war aber auch gleichzeitig der Mittelpunkt der Arbeit der Inneren Mission in der evangelischen Kirche Rußlands. Es würde zu weit führen, alle die verschiedenen Anstalten und Einrichtungen der christlichen Liebe einzeln auszuzählen, die hier durch Liebesgaben und Stiftungen entstanden waren. Es gab alles, was wir auch hier in der deutschen Heimat auf diesem Gebiete haben: Stadtmission, Diakonissenhäuser mit angegliederten Krankenhäusern, Seemannsmission mit Seemannsheim, Männer- und Frauen-Siechenheime, Blöden- und Epileptiker-Anstalten, Blindenheim, Waisenanstalten, Kinderhorte, Alters- und Greisenheime, evangelisches Arbeitshaus u. a. — Nur eine evangelische Heidenmissionsanstalt hatte die evangelische Kirche Rußlands nicht, da nach russischem Staatsgesetz wohl Gaben an die ausländischen Missionsanstalten geschickt werden durften, das Recht aber, selbständig Mission zu treiben, nur der orthodoxen russischen Kirche zustand.

An dem jüngsten Zweige dieses vielgestaltigen Werkes der Inneren Mission zu arbeiten, war ich aus Südrußland nach Petersburg berufen worden. Es handelte sich um eine etwa vier Jahre vorher begonnene, an das Männersiechenhaus abgeschlossene Ausbildungsstätte für evangelische Brüder oder Diakonen, das sind Arbeiter der Inneren Mission. — Der erste Leiter dieser Arbeit, Pastor Beldau aus Kurland, hatte die Sache mit großem Eifer in die Hand genommen und geführt, war aber dann nach wenigen Jahren einem Ruf in seine Heimat gefolgt. Dies angefangene Werk sollte ich nun fortführen und möglichst erweitern. Eine Hauptschwierigkeit bestand in der Sprachenfrage. Auf einen Aufruf in kirchlichen Blättern hin meldeten sich nämlich evangelische junge Männer der verschiedensten Nationen. Ich hatte deutsche, lettische, estnische und litauische Zöglinge. Als einheitliche Unterrichtssprache mußte natürlich die deutsche Sprache gewählt werden, diese aber den anderssprachigen Zöglingen genügend beizubringen, erschwerte die Arbeit sehr. Die Art der Ausbildung war sonst dieselbe

wie in den Diakonenanstalten hier in der deutschen Heimat: Weiterbildung in den allgemeinen Lehrfächern, Unterricht in religiösen Spezialfächern, praktische Übungen im Katechisieren und Halten von erbaulichen Ansprachen, daneben aber stete Betätigung in Kranken-, Siechen-, Blöden- und Epileptikerpflege. — Nach dreijähriger Lehrzeit schickten wir die Zöglinge noch auf ein Jahr zum Abschluß ihrer Ausbildung in das Stephansstift bei Hannover, um ihren Horizont zu erweitern und damit sie einen Einblick bekämen in den Betrieb größerer Anstalten der Inneren Mission. — Nach ihrer Rückkehr wurden sie zur selbständigen Leitung von kleineren Anstalten in verschiedenen Gemeinden im weiten Reiche ausgesandt oder je nach ihrer Begabung als Gemeindepfleger, Stadtmissionare, Waisenväter u. a. verwendet. —

In den ersten zehn Jahren hatte sich die Anstalt aufs beste entwickelt. Nachfragen nach ausgebildeten Diakonen kamen aus den Gemeinden mehr, als wir befriedigen konnten. — Da brach wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Weltkrieg herein. Der größte Teil der Brüder wurde zum Heere einberufen. Die wenigen nachgebliebenen konnten die Pflege der Kranken kaum bewältigen, so daß der theoretische Unterricht fast ganz eingeschränkt werden mußte. Dazu kam der strengste Befehl, in der Öffentlichkeit kein deutsches Wort hören zu lassen. Schon im zweiten Kriegsjahr erschien in der panslawistischen „Nowoje Wremja“, die damals die führende Rolle hatte, ein Artikel darüber, daß in der russischen Hauptstadt in der und der Anstalt eine Pflanzstätte des Germanismus ungestört ihr Wesen treibe. Wer aber damals in diesem Blatte irgendwie verdächtigt wurde, der mußte in Kürze auf eine nächtliche Haussuchung oder gar auf Verschickung nach Sibirien gefaßt sein. — So warteten auch wir darauf von Nacht zu Nacht. Doch es geschah nichts. Später erfuhren wir durch eine wohlhabende Dame, die eine treue Wohltäterin unserer Anstalten war und mit der Hofdame der Kaiserin-Mutter befreundet war, daß sie durch deren Vermittlung die Kaiserin um Schonung unserer Anstalt gebeten hatte, und wir infolgedessen in der Tat verschont geblieben waren.

Trotzdem wurde die Lage aller Anstalten der Barmherzigkeit immer schwieriger. — Schon in den Kriegsjahren war die Ernährung für unsere alten und stechen Anstaltsbewohner immer knapper geworden. — Als dann im vierten Kriegsjahr der Bolschewismus zur Herrschaft gelangt war, und sich im ganzen Lande eine immer größere Verwirrung verbreitete, so daß von einer geordneten Lebensmittelzufuhr keine Rede mehr war, und im ganzen Lande der Hunger einzog, da starben unsere armen Pfleglinge, Tuberkulöse und andere Leidende, infolge der Unterernährung dahin wie die Fliegen, und wir selbst magerten ab zu Skeletten. — Das Herz tat einem weh, wenn man durch die Gänge der Anstalt schritt und die elenden Jammergestalten flehten: „Herr Pastor, Frau Oberin, ein Stückchen Brot, bitte, bitte, nur so groß“, — und man stand diesem Elend machtlos gegenüber. Doch war das alles nur der Anfang von dem eigentlichen Ende.

Schon im zweiten Jahre der Bolschewistenherrschaft erfolgte die Aufhebung des unbeweglichen Privateigentums. Häuser und Gebäude wurden verstaatlicht. Das bedeutete für sämtliche Anstalten nichts anderes als völlige Vernichtung. Die Kranken und Elenden mußten ihren Angehörigen zurückgegeben werden, die selbst

am Verhungern waren, und alle unsere herrlichen Gebäude wurden in die verschiedensten Verwaltungen der bolschewistischen Kommissare, oft aber auch in Kinos oder Vergnügungsstätten für das Proletariat verwandelt. — Wer heute noch dort in Petersburg nach irgend einer Spur des einstmals so blühenden Lebens der christlichen Barmherzigkeit suchen wollte, könnte nichts mehr davon entdecken.

Damit war mir, wie so vielen, der Boden unter den Füßen entzogen, und es blieb mir nichts anderes übrig, als die Zelte abzurechen und den Wanderstab weiter zu setzen mit dem bedrückenden Bewußtsein, ein vernichtetes Lebenswerk hinter mir zurückzulassen.

Durch Bestimmung des Brester Friedens durfte damals der Sowjetstaat keinem Deutschstämmigen die Ausreise und Rückkehr nach Deutschland verwehren. Zunächst freilich richtete sich mein Sinn auf das damals von Deutschland besetzte „Ober-Ost“-Gebiet. Dort sollte in großem Stil eine Besiedlung mit den schon damals hart bedrängten deutschen Kolonisten vorgenommen werden. Da hoffte ich unter den mir so bekannt und lieb gewordenen deutschen Ansiedlern eine Tätigkeit wiederzufinden. Doch es sollte anders kommen. In Riga tagte damals die letzte livländische Landessynode, der ich als Gast beiwohnte. Ich erhielt von dieser den Auftrag, im Anschluß an die Rigasche Stadtmission, an die Begründung eines Brüderhauses, wie ich es in Petersburg geleitet, zu gehen.

Kaum waren die ersten vorbereitenden Schritte geschehen, da erfolgte der Zusammenbruch Deutschlands und damit der Rückzug aus dem „Ober-Ost“-Gebiet. Die Bolschewiken drängten der abziehenden Heeresmacht nach, um das Land wieder zu besetzen. Die Synode erklärte, daß sie unter solchen Umständen mir für das versprochene Gehalt nicht mehr garantieren könne.

So mußte ich die mir liebgewordene Arbeit an den Rußlanddeutschen aufgeben und endgültig in die deutsche Heimat zurückkehren. Achtzehn Jahre bereits lebe ich nun hier, zum Teil noch im Amte, zum Teil im Ruhestand, aber noch immer schleicht mir Wehmut ins Herz, so oft die Gedanken zurückeilen in die Jahre der kirchlichen Arbeit unter den Rußlanddeutschen in Stadt und Land. — Gott wecke immer wieder Teilnahme und rettende Liebe hier in der Heimat für die wenigen, dort noch am Leben gebliebenen deutschen Volks- und Glaubensgenossen. —

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 5 vom Mai 1938, S. 9-12.